

Gottesdienst am 31. Juli 2016

Sommerreihe: Von irdischen und himmlischen Klängen

Das Laute und das Leise – Predigt zu Jos 6,20, Ez 1,24 und Offb 8,1

„Hören“ gehört zu den Schlüsselwörtern in der Bibel, in beiden Testamenten. Und tatsächlich ist die Bibel wie ein Hörbuch. In ihr brüllt es und schreit, jauchzt und singt, flüstert und wispert, seufzt und braust, atmet und schweigt. Man muss das wirklich hören können. Die Bibel, ein Hörbuch. Wort Gottes in vielen Klängen.

Wo würden Sie die Stimme Gottes suchen? Eher in den lauten und gewaltigen oder in den leisen und zarten Tönen und Klängen?

Für die Menschen in biblischen Zeiten konnte alles Hörbare eine Manifestation Gottes sein: Gewittergrollen und Wasserrauschen, Kriegslärm und Freudengeschrei, Kindergeplapper und Seufzen, Flüstern und – Stille. Sie hören jetzt zwei Beispiele aus den Büchern der Geschichte Israels – versuchen Sie genau hinzuhören, welche Geräusche und Klänge da an Ihre Ohren dringen.

Lesung I: Josua 6, 20

Da schrie und jubelte das Volk und die Priester bliesen auf den Schofarot, den Widderhörnern. Als das Volk die Stimme des Schofar hörte, schrien und jubelten die Frauen und Männer, Mädchen und Jungen Israels. Sie stiessen ein lautes Jubelgeschrei aus – da stürzte die Mauer in sich zusammen und das Volk ging in die Stadt hinauf, jeder und jede geradewegs. So nahmen sie die Stadt ein und gaben sie der Vernichtung preis.

Lesung II: 1. Könige 19, 11-13

Und die Stimme sagte: Geh hinaus und stell dich vor das Angesicht des Ewigen, denn der Ewige wird vorüberziehen. Und es kam ein grosser und starker Wind auf, der Berge abriss und Felsen zerschmetterte – doch im Wind war Gott nicht. Und dem Wind folgte ein Beben – doch im Beben war Gott nicht. Und dem Beben folgte Feuer – doch im Feuer war die Gottheit nicht. Dem Feuer folgte das Geräusch eines leisen Wehens

– kaum hörbar. Und als Elia dies hörte, verhüllte er sein Gesicht und stellte sich vor das Angesicht des Ewigen.

Predigt

Liebe Gemeinde, als Reformierte würden wir sagen, dass wir Gott zu uns reden hören, wenn wir in der Bibel lesen. Vielleicht würden wir höchstens noch hoffen, dass Gott auch manchmal zu uns redet, wenn wir beten oder die stille Zeit pflegen, meditieren über einem Psalmvers, einem Gebetswort.

Wie spricht aber Gott wirklich zu uns, wenn er doch keinen Körper, keine Stimmbänder, keinen Mund hat, um zu reden. Wenn er doch Atem und Geist ist. Und wie können wir ihn überhaupt dann hören?

Vor nicht ganz einem Jahr, am Reformationssonntag, hat der rabbinische Theologe Richard Breslauer in seiner Predigt in der Alten Kirche St. Niklaus gesagt, wenn Gott zu uns spreche, dann geschehe eigentlich ein inneres Gespräch in jeder und jedem von uns, ein Gespräch verschiedener innerer Stimmen. Es finde eine Auseinandersetzung statt zwischen dem, was wir wünschen und wollen, und dem, was nötig ist. Ein Gespräch zwischen mir und mir sozusagen.

Das ist in gewisser Weise eine sehr moderne Auslegung, obwohl sie in der jüdischen Tradition schon alt ist, so alt wie die rabbinische Theologie des Mittelalters.

In der Bibel selber gilt den Menschen sinnlich Wahrnehmbares immer wieder als Ausdrucksform Gottes. Im Abschnitt aus dem Josuabuch, den wir gehört haben, ist die Gegenwart Gottes im Kriegslärm der Belagerer von Jericho zu hören. Ihr Kriegsgeschrei dient Gott als Werkzeug. Es bringt die Mauern der Stadt zu Fall und erweist so Gottes Mächtigkeit. In anderen Teilen der biblischen Tradition sind es der Lärm grosser Menschenmassen oder die Geräusche der Naturgewalten, in denen Menschen Gottes Stimme zu hören meinen. So heisst es in der Berufungsgeschichte des Propheten Ezechiel, die Stimme klang *„wie ein Feldlager, wie die Unruhe vieler Menschen“*. Oder im Predigttext vom vorletzten Sonntag, aus dem Buch der Offenbarung, wo die *„Stimme vom Himmel wie das Rauschen vieler Wasser und wie gewaltiges Donnern tönte, ... wie das Lärmen vieler Harfenspieler.“*

Was laut und gewaltig tönt, was einschüchtert und überwältigt, bringen Menschen immer wieder mit der Göttlichkeit in Verbindung. In den zitierten Texten sind es die Geräusche und Äusserungen von Massen – Menschenmassen oder Naturkräfte, aus denen Gottes Stimme zu hören ist. In der Vergangenheit hat es immer wieder politische Konzepte gegeben, die in die Äusserungen der Masse einen Ausdruck des göttlichen Willens hinein interpretiert haben. Solche Konzepte haben die Menschheit jeweils in kriegerische und menschliche Katastrophen geführt. Unheimlich, dass es heute wieder solche Bewegungen gibt. Es tut deshalb not, sich kritisch mit derlei biblischen Traditionen zu beschäftigen.

Gott sei Dank gibt es in der Bibel auch ganz andere Beispiele, wie Gottes Stimme hörbar wird. So etwas schildert das 1. Buch der Könige, wenn es uns von der Erfahrung des Propheten Elija erzählt. Nachdem er dem Schreien seiner Verfolger entkommen war und sich in der Wüste einen Zufluchtsort gesucht hatte, wartete er auf irgendein Zeichen Gottes, irgendeinen Wink, wie es jetzt weitergehen sollte. Da auch er in Verbindung mit Gott an etwas Gewaltiges dachte, so erwartete er eine Erscheinung aus Wind und Donner, Feuer und Erdbeben. Zu seiner Überraschung machte sich Gott aber in keiner dieser Naturgewalten bemerkbar, sondern erst im leisesten Windhauch, kaum mehr zu spüren als feines Wehen. Aber gerade so wird Gott für Elija nah und unausweichlich. Deshalb endet die Erzählung mit den Worten: „*Und als Elija dies hörte, verhüllte er sein Gesicht und stellte sich vor das Angesicht des Ewigen.*“ – Sich hinstellen vor das Angesicht heisst hier auch sich zu Verfügung stellen. Elia hat eine Entscheidung getroffen. Die leise Stimme Gottes hat ihn überzeugt.

Noch deutlicher sagt es Johannes in seiner Apokalypse, wie Gott sich im ganz Leisen finden lässt. Beim Öffnen des letzten Siegels auf der Buchrolle der Offenbarungen, so heisst es da, trat *im Himmel eine grosse Stille* ein.

Als würde Gott den Atem anhalten – *trat im Himmel eine grosse Stille ein.*

Der spirituelle Lehrer und interreligiöse Mystiker Anthony de Mello spricht diese Qualität Gottes in einem Lehrbeispiel an: „*Als ein Lehrer mit wohlklingender Stimme Sanskritverse vortrug, hörte ihm ein Schüler wie*

gebannt zu und sagte: Ich habe immer gewusst, dass es keine Sprache auf der Welt gibt, die göttliche Dinge so zum Ausdruck bringt, wie das Sanskrit. – Mach dich nicht lächerlich, sagte der Lehrer. Die Sprache des Göttlichen ist nicht Sanskrit, sondern Schweigen.“

Dass Gott uns gerade im Schweigen etwas sagen will, ist für uns ein ungewohnter Gedanke. Immer wieder fragen mich Menschen in der Seelsorge: Warum schweigt Gott zu diesem oder jenem – persönlichen oder menschheitlichen Leiden – zu dieser und jener Ungerechtigkeit. Wenn Gott schweigt, haben wir den Eindruck, Gott sei gar nicht da. Schweigen bedeutet Nichtexistenz in unserer Kultur, die auf das Beachtetwerden, Gehört- und Gesehenwerden fixiert ist.

Die gegenteilige Erfahrung machen Menschen, die meditieren. Gerade in der Stille tut sich für sie ein Raum auf, in dem Gott anwesend ist. Wenn einmal die lauten Stimmen unseres Alltagslebens und die widerstreitenden Stimmen in unserem Innern, die uns bedrängen, zum Schweigen kommen, dann können wir überhaupt erst hinhören. Gott kann sich dann erst bemerkbar machen. Im „Sitzen in der Stille“ am Freitagmittag sagte mal eine Teilnehmerin, im Schweigen breite sich nach einiger Zeit so ein friedliches Grundgefühl aus. Das sei es doch, was Gott in uns bewirke: dass wir im Frieden mit uns und anderen sein können.

Rudolf Bohren, Theologe, Maler und Dichter, hat sich in einem intensiven Dialog zwischen Christentum und japanischem Buddhismus mit dieser leisen Art der Gottesgegenwart befasst. In einer Auslegung zur Geschichte des Prinzen Genji schreibt er: *„Als am Strand von Suma ein Sturm losbrach, ein Unwetter wie noch nie, und der Regen wie eine Peitsche auf die Erde niederging, als wollte er alles zusammenschlagen, fürchteten die Begleiter des Prinzen, das Ende der Welt sei gekommen. Allein Genji las mit ruhiger Stimme in einem Sutra.“* – Die Stimme des in sich ruhenden Menschen ist dort wie hier stärker als die Donnerschläge und das Unwetter. Denn das gleiche Erzählmuster finden wir auch in den Evangelien: Im ärgsten Sturm schläft Jesus und in seiner ruhigen Stimme wird der Sturm gestillt. Und Johannes sagt uns: Wo das Ende der Welt kommt, schafft stilles Lesen und leises Singen eine neue Wirklichkeit.

Das Vorbild für diese Art von Spiritualität aus der Stille findet sich in Psalm 1: „*Glücklich wer Lust hat an den Weisungen Gottes, über seiner Weisung murmelt tags und nachts.*“ Durch das Murmeln, das leise Lesen kommt Gott nahe, und die, die hören, werden guter Hoffnung sein. Denn durch sie, die hinhören können, kommt etwas Neues, Hoffnungsvolles in eine Welt, die am Ende ist.

Das ist gerade heute ein starker und tröstender Gedanke. Die heutigen Möglichkeiten der Berichterstattung und die sozialen Netzwerke lassen uns alles, was irgendwo geschieht, in Echtzeit miterleben. Wir sind immer dabei, mittendrin, als Zuschauerinnen und Zuschauer. Wir hören das Kriegsgeschrei von Rebellen- und Terrorgruppen, die Huldigungen Zehntausender, die wieder starke Führungsgestalten suchen, die Schreie der Demonstrierenden, die Befehle der Bewaffneten, das Weinen und Klagen der Angehörigen von Gewaltopfern, das Dröhnen von Flugzeugen und den Schiesslärm.

Das ist es, was wir hören können. Was wir nicht hören, ist das Leiden der Unhörbaren: Die Bäume schreien, die Steine weinen, die Wiesen stöhnen und die Erde zittert.

Da braucht es schon Mut, still zu sein und zu schweigen. Um Mut zum Schweigen haben wir im Eingangslied gebeten. Mut, Beharrlichkeit und Ausdauer braucht es, bis all der Lärm und das Geschrei von aussen abklingen. Mut braucht es und Vertrauen, die Ruhe und Stille auszuhalten. In ihr will Gott Gutes tun. So hat es im Liedtext von Kurt Rommel geheissen. Gott will, dass es uns gut geht. Und er will uns nahe sein. Das tröstet. Amen